

ANTHONY B. ATKINSON



# UNGLEICHHEIT

WAS WIR DAGEGEN  
TUN KÖNNEN



»Chancengleichheit«, wenn sie das Wort »Ungleichheit« hören. Dieser Begriff wird gerne in politischen Reden, Parteiprogrammen und Wahlkampfparolen benutzt. Er ist ein Slogan, mit dem sich Menschen mobilisieren lassen. In seinem klassischen Essay *Equality* vertritt Richard Tawney die Auffassung, dass alle Menschen »gleichermaßen in die Lage versetzt werden sollten, das Beste aus ihren Anlagen zu machen«. In der neueren Literatur werden die Bestimmungsfaktoren der wirtschaftlichen Ergebnisse in Anlehnung an John Roemer in zwei Gruppen unterteilt – diejenigen, die auf die »Verhältnisse« zurückzuführen sind und sich der persönlichen Einflussnahme entziehen, wie etwa der familiäre Hintergrund, und diejenigen, die auf den geleisteten »Anstrengungen« beruhen, für die man den Einzelnen verantwortlich machen kann. *Chancengleichheit* ist erreicht, wenn die Variablen ersterer Art – die Verhältnisse – keine Rolle für den Erfolg spielen. Wenn einige Menschen in der Schule fleißiger sind, ihre Prüfung bestehen und so zum Medizinstudium zugelassen werden, dann lässt sich das höhere Einkommen, das sie als Ärzte beziehen, zumindest teilweise ihren Anstrengungen zuschreiben. Bekommen sie hingegen ihren Studienplatz für Medizin nur durch den Einfluss ihrer Eltern (etwa weil die Kinder ehemaliger Studenten bevorzugt berücksichtigt werden), herrscht Chancenungleichheit.<sup>1</sup>

Der Begriff der Chancengleichheit ist sehr einleuchtend.

Meiner Ansicht nach ist die Frage zu verneinen. *Ergebnisungleichheit* ist durchaus von Bedeutung, sogar für diejenigen, die von »gleichen Voraussetzungen« ausgehen. Um das zu verstehen, müssen wir zunächst den Unterschied zwischen den beiden Begriffen klären. Chancenungleichheit ist im Wesentlichen ein Ex-ante-Konzept – jeder soll gleiche Ausgangsbedingungen haben –, während für das Ex-post-Ergebnis ein hohes Maß an Umverteilung erforderlich ist. Die Vertreter der Ansicht, Ergebnisungleichheit sei nicht weiter von Belang, halten die Beschäftigung mit den Ex-post-Ergebnissen für ungerechtfertigt und glauben, dass wir uns mit dem Ergebnis nicht mehr befassen sollten, sobald wir für alle am Anfang ihres Lebens die gleichen Ausgangsbedingungen geschaffen haben. Aus drei Gründen halte ich diese Ansicht für falsch.

**Folgt daraus aber, dass die Ergebnisungleichheit irrelevant ist?**

Erstens wären die meisten Menschen wohl nicht bereit, vollkommen

außer Acht zu lassen, was geschieht, nachdem der Startschuss gegeben wurde. Menschen können sich sehr bemühen, aber Pech haben. Nehmen wir an, dass einige Menschen stolpern und in wirtschaftliche Not geraten. In jeder humanen Gesellschaft wird man ihnen Hilfe gewähren. Darüber hinaus meinen viele, man solle diese Hilfe gewähren, ohne zu prüfen, warum die Betroffenen in ihre missliche Lage geraten sind. So vertreten die Wirtschaftswissenschaftler Ravi Kanbur und Adam Wagstaff die Ansicht, es wäre moralisch mehr als fragwürdig, »das Austeilen der Suppe von der Frage abhängig zu machen, ob die Verhältnisse oder das persönliche Handeln dazu geführt haben, dass jemand die Suppenküche aufsuchen muss ...«. <sup>2</sup> Folglich ist der erste Grund, warum auch die Ergebnisse wichtig sind, dass wir die Menschen, für die das Ergebnis Armut und Not bedeutet, nicht einfach sich selbst überlassen dürfen – selbst wenn ursprünglich Chancengleichheit geherrscht haben sollte.

Doch die Bedeutung des Ergebnisses ist viel weitreichender, und damit kommen wir zum zweiten Grund für seine Relevanz. Wir müssen nämlich zwischen kompetitiver und nichtkompetitiver Chancengleichheit unterscheiden. Letztere sorgt dafür, dass alle Menschen die gleiche Chance haben, ihre *unabhängigen* Lebensprojekte zu verwirklichen. Auf den sportlichen Bereich übertragen heißt dies, dass alle die Möglichkeit haben, ihren Freischwimmer zu machen. Im Gegensatz dazu bedeutet kompetitive Chancengleichheit, dass wir zwar alle die gleiche Chance haben, an einem Wettschwimmen teilzunehmen, dass aber die Preise ungleich sind. In diesem, dem typischeren Fall gibt es am Ende unterschiedliche Belohnungen, und damit kommt die Ungleichheit ins Spiel. Eben weil die Verteilung der Preise höchst ungleich ist, legen wir so viel Wert auf einen fairen Ablauf des Wettkampfs. Dabei ist die Preisstruktur weitgehend sozial bestimmt. Unsere wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse entscheiden, ob der Gewinner einen Siegerkranz oder drei Millionen Dollar (die Prämie für den Sieger des Tennisturniers US Open 2014) erhält. *Die Preisstruktur zu bestimmen ist das Hauptanliegen dieses Buchs.*

Der dritte und letzte Grund für unsere Beschäftigung mit der Ergebnisungleichheit betrifft den Umstand, dass sie unmittelbare Auswirkungen auf die Chancengleichheit hat – und zwar auf die in der

nächsten Generation. Die Ergebnisse von heute bestimmen die Voraussetzungen von morgen: Die Nutznießer der gegenwärtigen Ungleichheit können ihren Kindern einen unfairen Vorteil in der Zukunft verschaffen. Die Sorge über Chancenungleichheit und eingeschränkte soziale Mobilität haben sich in dem Maße verstärkt, wie die Verteilung von Einkommen und Reichtum immer einseitiger geworden ist. Denn die Auswirkung des Familienhintergrunds auf das Ergebnis hängt zum einen von der Stärke der Beziehung zwischen Hintergrund und Ergebnis und zum anderen vom Ausmaß der Ungleichheit zwischen verschiedenen Familienhintergründen ab. Ergebnisungleichheit in der heutigen Generation ist der Ursprung für ungerechte Vorteile in der nächsten Generation. Wenn es uns um künftige Chancengleichheit geht, müssen wir uns mit der gegenwärtigen Ergebnisungleichheit beschäftigen.

## **Instrumentelle und intrinsische Gründe für die Beschäftigung mit Ungleichheit**

Folglich ist die Verringerung der Ergebnisungleichheit auch für all jene von Bedeutung, denen es letztlich um Chancengleichheit geht. Sie ist ein Mittel zum Zweck. In ähnlicher Weise haben die Verfasser einflussreicher Bücher wie Joseph Stiglitz mit *Der Preis der Ungleichheit* oder Kate Pickett und Richard Wilkinson mit *Gleichheit ist Glück* weitere instrumentelle Gründe für unsere Beschäftigung mit der Ergebnisungleichheit genannt.<sup>3</sup> Nach ihrer Ansicht müssen wir Ergebnisungleichheit verringern, weil sie sich nachteilig auf die moderne Gesellschaft auswirkt. Sie machen die wachsende Ungleichheit für eine Vielzahl von Schwierigkeiten verantwortlich – den Mangel an sozialem Zusammenhalt, die zunehmende Kriminalität, die Verschlechterung der Volksgesundheit, Teenagerschwangerschaften, Adipositas und eine ganze Reihe weiterer sozialer Probleme.

Politologen haben eine wechselseitige Beziehung zwischen der Einkommensungleichheit und dem Einfluss des Geldes auf das Ergebnis demokratischer Wahlen beobachtet – etwas, das man als »Tanz von Ideologie und ungleichen Vermögen« bezeichnet hat.<sup>4</sup>

Wirtschaftswissenschaftler geben der Ungleichheit die Schuld für die

Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation. In ihrer Rede auf der Jahrestagung von IWF und Weltbank im Jahr 2012 sprach Christine Lagarde von ihrem »dritten Meilenstein« und meinte damit die »Ungleichheit und die Wachstumsqualität unserer künftigen Welt«. Weiter sagte sie: »Aus der jüngeren IWF-Forschung wissen wir, dass weniger Ungleichheit mit größerer makroökonomischer Stabilität und nachhaltigerem Wachstum einhergeht.«

Selbstverständlich kann man darüber streiten, welche Vorteile sich aus der Verringerung der Ungleichheit ergeben. Daher komme ich auf die Beziehung zwischen Ungleichheit und Wirtschaftsleistung in Kapitel 9 zurück.

Das Bestreben, die Ungleichheit zu verringern, beruht nicht ausschließlich auf dem Wunsch, nachteilige Konsequenzen der oben beschriebenen Art zu verhindern. Es gibt auch *intrinsische* Gründe für die Überzeugung, dass das gegenwärtige Maß an Ungleichheit unerträglich ist. Diese Gründe lassen sich im Rahmen einer umfassenderen Gerechtigkeitstheorie betrachten. Denn für die Wirtschaftswissenschaftler, die vor hundert Jahren über diese Fragen schrieben, war es normal, eine utilitaristische Perspektive zu wählen.

Das individuelle Wohlbefinden bestimmten sie anhand des Nutzenniveaus, das sie jedem Einzelnen zuschrieben. Sie gelangten dabei zu dem Schluss, übermäßige Ungleichheit vermindere die Summe des Gesamtnutzens, weil der Wert einer zusätzlichen Einkommenseinheit (oder, allgemeiner, einer weiteren wirtschaftlichen Ressource) für den Besserverdienenden geringer sei.

Der Labour-Politiker Hugh Dalton, ein britischer Ökonom und Nachkriegsschatzkanzler, formulierte das so: Der Transfer eines Pfunds von einem Reichen zu einer ärmeren Person würde bei ansonsten gleichen Bedingungen die Ungleichheit verringern und den Gesamtnutzen für die Gesellschaft als Ganzes erhöhen.<sup>5</sup>

Man hat den Utilitarismus heftig kritisiert, nicht zuletzt, weil er sich nur um die Summe der Einzelnutzen kümmere, ohne im Geringsten, wie Amartya Sen schreibt, an »der interpersonellen Verteilung dieser Summe« interessiert zu sein. »Das sollte doch diesen Ansatz äußerst ungeeignet für die Messung oder Beurteilung von Ungleichheit machen.«<sup>6</sup> Aus diesem Grund arbeitet man bei der Ungleichheitsmessung mit Verteilungsgewichten: Benachteiligte

werden stärker gewichtet als Bessergestellte. Diese Verteilungsgewichte verkörpern unsere sozialen Wertvorstellungen über Umverteilung und liefern eine intrinsische Grundlage für die Auseinandersetzung mit Ungleichheit. Wie diese Gewichtung aussehen sollte, wird höchst unterschiedlich beurteilt.

Das zeigt das »Leaky-Bucket-Experiment« des Wirtschaftswissenschaftlers Arthur Okun. Er fragte, was geschähe, wenn ein Pfund von einer reicheren auf eine ärmere Person übertragen würde, aber das Transferprinzip nach Pigou-Dalton unterwegs teilweise verloren ginge. Aus den Antworten schloss Okun, wie viel stärker das Einkommen des Empfängers im Vergleich zu dem des Gebers gewichtet werden müsste, um den Transfer zu rechtfertigen. Ginge die Hälfte des Transfers durch ein Leck im Eimer verloren, müssten wir dem Einkommen des Empfängers im Vergleich zu dem des Gebers das doppelte Gewicht geben.

Menschen, die ärmeren Empfängern mehr Gewicht geben, befürworteten eine Umverteilung. Sie wären zu weitergehenden Maßnahmen bereit, um die Ungleichheit zu verringern. Im Extremfall würde alles Gewicht dem ärmsten Empfänger zugeordnet werden. Diese Auffassung wird häufig John Rawls' Gerechtigkeitstheorie unterstellt, obgleich dessen Theorie weit umfassender ist als dieser begrenzte Fall.<sup>7</sup>

Der »Rawls'sche« Vorschlag, die am stärksten benachteiligten Mitglieder der Gesellschaft zu begünstigen, mag sich vielleicht radikal anhören, aber er unterscheidet sich nicht sonderlich vom Standpunkt jener Politiker, die sich für Steuersenkungen einsetzen, um die Wirtschaft anzukurbeln und dadurch das Steueraufkommen zu erhöhen, so dass die Mehreinnahmen dann für die Ärmsten unter uns verwendet werden könnten.

Wie dieses Argument zeigt, ist Rawls' Zielsetzung gar nicht so egalitär. Selbst das Bemühen, die wirtschaftliche Situation der am stärksten benachteiligten Mitglieder unserer Gesellschaft zu verbessern, kann zu einer völlig ungleichen Verteilung führen. Wesentlich radikaler als Rawls war in dieser Hinsicht Platon, der die Ansicht vertrat, niemand solle mehr als viermal so reich sein wie das ärmste Mitglied der Gesellschaft.<sup>8</sup> Nach dieser egalitären Auffassung ist der entscheidende Aspekt der Ungleichheit der Abstand zwischen